

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 51

Artikel: Ein Wandertag [Fortsetzung]
Autor: Hess, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 51 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 18. Dezember 1920

Bitte

Von E. Ojer.

Herrgott, behüt' uns für und für!
Der graue Tag tritt durch die Tür'.
Was birgt er wohl in seinem Arm?
Herzt er die Luft? Drückt ihn ein Harm? —
Bin froh gewillt für Freud und Leid.
Hilf uns sie tragen alleid'!

Herrgott, behüt' uns für und für!
Das Beste was ich mir erkür',
Ist hartgewohnter Werkeltag,
Und dann ein Häuschen hinterm Hag,
Draus eines Willkommens Rufen schallt.
Bleib du ihr Wächter wohlbestallt!

Herrgott, behüt' uns für und für!
Es geht landum so manche Tür.
Die eine knarrt und ächzt und keucht,
Die andre dreht sich weit und leicht — —
Still schlicht die Nacht sie alle zu — —
Schenk einem jeden deine Ruh!

Ein Wandertag.

Erzählung von Hermann Hesse.

3

„Verehrter Herr,“ sagte Weiszäder ernsthaft, „Ihre gütige Einladung ist mehr, als wir je verdient haben. Wir haben ja doch zu unsrem eigenen Vergnügen gesungen. Es würde mir leid tun, etwas von Ihnen annehmen zu sollen, was wir weder verdient noch beabsichtigt haben.“

„Lieber Herr!“ rief der Kaufmann mit Erstaunen. „Dies wird doch nicht Ihr Ernst sein!“

Aber Jonas Finkh fiel sofort entschieden ein: „Natürlich ist es nicht sein Ernst! Er muß nur immer so feierlich tun! Lieber Gustel, warum sollten wir denn nicht mit den Herrschaften speisen? Komm, sei nicht empfindlich, gleich sind wir am Land!“

Dabei blieb es, während nun jedermann nach vorne drängte und sich die Landungsstelle beschaute, wo unter hohen Ulmenbäumen, den Weg zum nahen Städtchen verbergend, ein behagliches Gasthaus mit schimmernden Fenstern lag.

Es war im halben Nachmittag, daß das fröhliche Boot am Lande anlegte und seine Gäste entließ. Der Schiffsmann trug selbst das wenige Gepäc der Herrschaften nach dem

Gasthause hinüber und kehrte wohlzufrieden mit der Belohnung in sein Fahrzeug zurück, wo er sogleich die beiden kostbaren Stühle beiseite tat und sorgsam mit einer schützenden Leinwand zudeckte.

Der Appenzeller und der andre Schweizer verließen grüßend die Gesellschaft und gingen davon. Die beiden Freunde bezahlten dem Schiffer das Notwendige, nahmen Abschied von ihm und gaben den Ruderknächten, wie sie den Senator hatten tun sehen, ein Trinkgeld. Dann trugen sie ihre Ranzen zum Wirtshause hin, in welchem das Fräulein schon verschwunden war. Ihr Vater verhandelte im Hausflur mit dem Wirte. Dann trat er umschauend hervor, nahm die wartenden Freunde wahr und rief ihnen zu: „Leider muß ich die Herren um ein wenig Geduld bitten, wir können erst in einer Stunde essen. Aber ich rechne auf Sie! Lassen Sie sich die Zeit nicht zu lange werden, während ich inzwischen ein wenig ruhen will.“

Sie nahmen flüchtig Abschied, indem sie gute Ruhe wünschten, und Finkh erklärte große Lust zu einer Ruderpartie zu haben. Leicht beredete ihn Weiszäder, daß er sich

allein in die Gondel des Wirtes setzte, wo er zum Vergnügen zweier zuschauender Knaben sich heftig und ungeschickt mit dem ungewohnten Ruderzeug zu schaffen machte, daß das Wasser um ihn schäumte und sprühte. Der Maler ging indessen am Strande hin bis zum äußersten Vorsprunge der kleinen Bucht, von wo das breit daliegende Gasthaus samt den Ulmenbäumen, dem kleinen Bootshafen und einem Stück See als ein friedevoll abgeschlossenes Bildchen zu sehen war. Er hatte aus seinem Bündel einiges Malzeug und ein Blatt vom feinsten, teuersten Papiere mitgenommen, dessen Faser und feines Korn er besonders schätzte. Nun setzte er sich, im Herzen unruhig bewegt, auf den hell-schimmernden Stumpf eines wohl erst kürzlich abgesägten Pappelbaumes und fing behutsam an, die kleine hübsche Landschaft mit dem Hause, darin er das Fräulein ruhen wußte, zu zeichnen.

Er hatte eine tüchtige Schule genossen und war namentlich im Zeichnen und zarten Kolorieren von Landschaften und Architekturen wohl geübt und sicher. Seine Art war es nicht, die Ansicht einer Landschaft oder Architektur mit heftiger Kohle zu umreißen, kühne Schatten darein zu werfen und in Schnelligkeit und Sturm etwas Geniemäßiges hinzuzaubern. Vielmehr liebte er und übte es, mit seinem Stift in Treue jeden Umriß und jede erfreuliche Artigkeit einer Gegend sorgfältig abzuschildern, auch auf dem Zweige den singenden Vogel nicht zu versäumen und überall nach Kräften die freudige Ehrfurcht auszudrücken, die sein Künstlersinn vor jeder Schöpfung Gottes, auch der kleinsten, empfand.

Diese Tätigkeit übte auch jetzt ihren sämftigenden Zauber, und während sein unerfahrenes Herz sich wider den schmerzenden Pfeil einer hoffnungslosen Liebe wehrte, kam ihm von allen Seiten, vom friedlichen Wasser, von den weichen Baumkronen und Gebüsch, vom Gestein und Gefiese des Ufers der leise Trost entgegen, der keinem reinen Herzen verwehrt bleibt, solange es Gott in seinen Werken zu ehren versteht. Liebevoll umschrieb sein Bleistift die anmutigen Formen der Seebucht und die strengen des ruhenden Fährbootes, liebevoll auch jedes Fenster des Hauses. Da er sah, es werde ihm die Zeit nicht hinreichen, das Blatt zu kolorieren, wandte er doppelte Sorgfalt an die Zeichnung und Schattierung, gab dem Ulmenlaub und dem Kastanienlaube sein Recht und ließ keinen von den vielen Pfählen des Gartenhaages seinen Schatten entbehren.

Die Frucht seines Fleißes, wenn sie hinreichend schön gelänge, hatte er von allem Anfange an als Andenken und Abschiedsgeschenk dem Fräulein aus Bremen zgedacht, indem er damit auch die angebotene Mahlzeit ihres vielleicht doch etwas almosenhafteu Charakters zu entkleiden meinte. Es schien ihm wünschenswert, daß die junge Dame irgend etwas von ihm in Händen habe, damit doch ein schwaches Zeugnis des Gewesenen und ein leiser Antrieb zur Erinnerung vorhanden sei. Dies stimmte keineswegs zu den klugen Worten, die er kürzlich über den Wert der Gegenwart gesprochen hatte, wohl aber stimmte es durchaus zu seinem jetzigen Gefühle und auch zu dem Liede, das ihm vom Schiff her noch nachtönte und das er nun, während er die letzten Striche an seiner Kunstarbeit tat, nochmals ganz

leise, und doch vielleicht bis zum Hause hin hörbar, anstimmte und zu Ende sang:

Innsbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen,
In fremde Land dahin;
Mein Freud ist mir genommen
Die ich nit weiß bekommen,
Wo ich im Elend bin.

Groß Leid muß ich jetzt tragen,
Das ich allein tu klagen
Dem liebsten Buhlen mein;
Ach Lieb, nun laß mich Armen
Im Herzen dein erbarmen,
Daß ich muß dannen sein!

Mein Trost ob allen Weiben!
Dein tu ich ewig bleiben,
Stet, treu, der Ehren frumm;
Nun muß dich Gott bewahren.
In aller Tugend sparen,
Bis daß ich wieder kumm!

Mit dem Gesange zugleich war auch die Zeichnung zur Vollendung gediehen und schien dem Künstler zwar lange nicht gut und wertvoll und bedeutungsvoll genug, doch immerhin nicht ganz unwürdig, ihn bei dem Mädchen zu vertreten und sie als ein Zeichen uneingestandener Zuneigung und als ein Andenken an schöne Reisesunden solange und weit zu begleiten, als es ihr gefallen würde.

Indem er noch, das saubere Blatt betrachtend, grübelte und manchen begehrliehen Gedanken mit dem Unmöglichen spielen ließ, kam der Kandidat Finkh um die Bucht gerudert, sicherer schon und leiser als vor einer Stunde, doch auch ermüdet und reis zur erwarteten Mahlzeit.

„Noch fleißig?“ rief er zu dem Freunde hinüber, der scheu aus seiner Verlorenheit emporsprach.

Rasch wollte der Maler vom Sitz aufspringen, fiel jedoch mit einem abscheulichen Gefühl unerklärlicher Lähmung zurück, und da er erschrocken und verwirrt unter den Blicken des verwundert lachenden Kameraden nochmals sich aufzurichten versuchte, hielt dasselbe unheimliche Hindernis ihn fest.

„Was gibts denn?“ rief Jonas herüber. „Bist du denn angenagelt?“

Entsetzt begriff Gustav Weisjäder urplötzlich seine Lage ganz und gar. Ach, er war nicht gelähmt noch angenagelt, sondern sein Beinleid hing fest verwachsen an dem noch harzigen Baumstumpf, auf dem er saß. Noch einmal versuchte er vorsichtig loszukommen. Es gelang nicht, und jetzt rief er kläglich den Freund zu Hilfe. Halb erschrocken suchte dieser in Eile eine nahe Landestelle, fuhr auf den Sand und kam fragend gelaufen.

Da er sah und hörte, wie es um den Maler stand, mußte er anfangs nicht wenig lachen. Bald aber ward auch ihm das Verhängnisvolle seiner Lage klar.

„Ich weiß nichts andres,“ sagte er dann entschlossen, „als daß du aus der Hofe schlüpfst. Die werden wir dann mit einiger Vorsicht wohl unbefehädigt losbringen.“

Dazu war indessen Gustav nicht zu bewegen. Zwar schien kein Mensch in der Nähe zu sein, doch war sein Sitz

vom Hause her aus allen Fenstern wohl sichtbar. Und lieber hätte er sich sofort das Leben genommen, als es etwa erleben zu müssen, daß die Bremerin in ein Fenster träte und ihn, schmachvoll rückwärts kriechend, sein angewachsenes Bein Kleid verlassen sähe.

Er beschwor den Freund, allein zum Mal zu gehen. Er möge den Leuten sagen, er sei krank, sei fortgelaufen, sei ertrunken! Doch Jonas war nicht fürs nachgeben. Auch war es dem jungen Maler bestimmt, daß er noch eine schöne Stunde seiner Dame gegenüber sitzen, den Stachel noch etwas tiefer in sein Herz treiben und auf seine erste Reise mitnehmen sollte, um die Welt nicht ganz ohne den Schleier des Leidens zu sehen, der ihre geheimnisvolle Schönheit vielleicht nur verklärt.

Fisch zählte auf drei, und mit seiner Hilfe zertrümmerte sich mit verzweifelterm Ruck von dem türkischen Sitze los. Das Wunder geschah, daß sein neues Bein Kleid aus derbem Lodenstoff dem Ansturme siegreich widerstand. Es war unverletzt und hatte nur geringe Flecken, an welche jetzt nicht zu denken Zeit war.

So erlöset schritten sie aufatmend gegen das Wirtshaus und wurden nach kurzem Warten von der Wirtin abgeholt und nach einem heitren kleinen Saal im oberen Geschloß geführt.

(Schluß folgt.)

Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Volmar.

(Zu obenstehendem Bilde.)

Der Spuk in der Schmiede.

In einer Schmiede in der Matte spukte es manchmal in der Nacht heftig. Die ganze Werkstatt war erleuchtet und an der Esse stand eine nur aus Haut und Knochen bestehende menschliche Gestalt, die in einen Schmiedeanzug gekleidet war und eifrig im Feuer herumstoderte. Ein schwarzer Kater zog den Blasebalg.

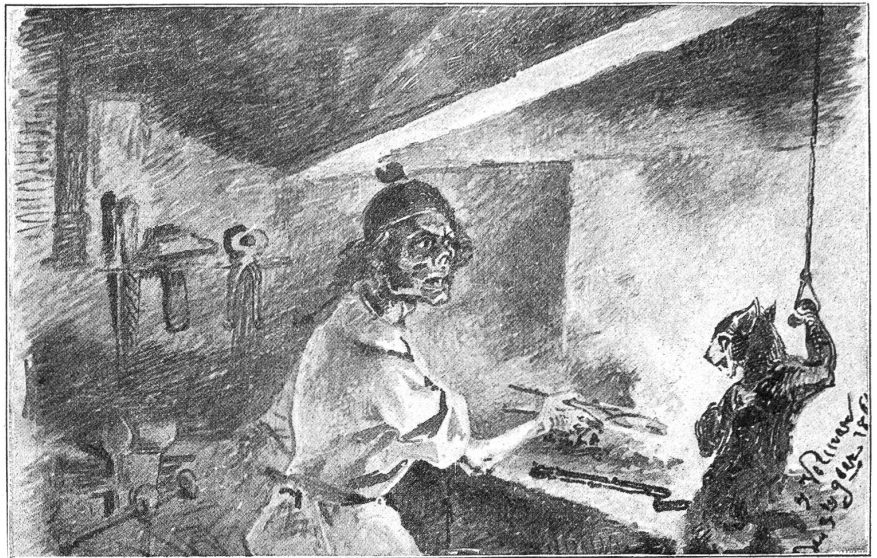
Es war der frühere Inhaber der Schmiede, der einen schlechten Lebenswandel geführt hatte.

Eine Herbstwanderung im Elsaß.

Von Fr. Vogt.

II. Durch's elsässische Weinland.

Die letzten Morgennebel waren eben in alle Winde geflattert, als ich in Rienzheim in die Straße nach Reichenweier (Riquewihir), zum berühmtesten Weinort der Gegend, einbog. Vogesenromantik findet man nun freilich auf dieser Wanderung, die im Hochsommer wenig angenehm sein mag. Denn gar oft gleitet der Blick kaum über die Rebstecken hinüber, die die Straße umsäumen. Höchstens bilden einige sanft gewellte Vorhügel ein friedliches Pastoral. Und doch hat auch diese Gegend ihren Zauber. Da sie abseits der großen Verkehrsadern liegt, findet man hier Dörferchen von seltener Altertümlichkeit, in welchen die Zeit um Jahrhunderte stillgestanden zu sein scheint. Orte, die fast noch so sein mögen, wie sie vor dreihundert Jahren waren.



J. Volmar (1796—1865): Spukhaftes aus Bern-Altstadt. Der Spuk in der Schmiede.

Eine schöne Strecke Weges wanderte ich mit einem Weinbauern. Er erzählte mir von Kauf und Lauf, wie es zu gehen pflegt und huldigte der alten Ansicht, uns Schweizern gehe es doch überaus rosig. Mit der Weinernte sei man recht zufrieden, meinte er. Sie habe viel besser ausgegeben, als man erwartet hatte, aber immerhin noch lange nicht so gut, wie dies in früheren Jahrhunderten oft der Fall gewesen sei. Da habe man einmal, 1255, die Trauben an den Stöcken hängen lassen, weil man nicht genug Fässer hatte, den reichen Segen zu bergen. Den alten Wein habe man statt Wasser zum Löschen des Kalkes verwendet. Im Weinjahr 1300 seligen Angebens seien alle alten Weine umsonst ausgeboten worden, um die Fässer zu leeren. 1431 endlich sei in Thann der Mörkel für einen Kirchenbau mit neuem Most gemischt worden. Und so ging's weiter durch die Jahrhunderte. Vieles, wohl das meiste, habe ich vergessen. Der freundliche Bauer, der mein mißtrauisches Gesicht wohl gesehen haben mag, war auch so freundlich, mir die Quelle seiner Weisheit zu nennen, die „Straßburger Neue Zeitung“, dort könne ich's nachlesen, wenn ich's nicht glauben wolle. Interessant waren seine Mitteilungen über die Kriegsjahre. Schlicht und einfach sprach er von den großen Entbehrungen und Leiden, davon, daß oft sogar Frauen und Töchter zum Aufwerfen von Stellungen aufgeboden wurden, wie man den Bauern die Rüben, die Kartoffeln, das Obst weggenommen habe, wie man selbst die verborgenen Kartoffellöcher fand, weil immer so ein guter Nachbar da war, der sie eben auch kannte.

Rasch verfloß so die Zeit. Nach ungefähr einer Stunde näherte ich mich Reichenweier. Ein richtiges elsässisches Städtchen betritt man stets durch ein Tor und hier hat's nun gar ein Doppeltor mit dem berühmten Dolber, einem mächtigen Torturm mit reizvollem Fachwerk. Das Städtchen mahte mich mit seinen trutzigen Mauern, Türmen, Wällen an unser schönes Murten. Wenn man durch das Tor eingetreten ist, fühlt man sich wohlgeborgen, schlendert in kleinstädtischer Gemütsruhe durch die geschlossenen Straßenzüge, wirft verweilende Blicke auf die steilen Giebelkassaden, freut sich der schönen Brunnen auf der freien Plätzen, die immer noch einen Mittelpunkt des lebhaft pulsierenden Lebens bilden. Manches liebes Kleinstädtchen konnte ich erblicken. Manches anmutiges Plätzchen atmet herzerfreuende Poesie. Reizend sind die alten Häuser mit ihren Sinnprüchen, den lieb vorspringenden Erkern, den Durchblicken in trauliche Höfe. Ueberhaupt, Reichenweier ist so ein rechtes Städtchen, wie Meister Gottfried Keller sie zeichnete.